

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 27 (1937)
Heft: 5

Artikel: Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634396>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 5 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

30. Januar 1937

Baum im Schnee

Von Kuno Christen

Weiß, weiße Fläche,
weich wie Seidenband,
dehnt sich längs dem Tale
durch das Winterland.

Nur ein Baum steht einsam,
knorrig und verzweigt:
eine Hand, die drohend
nach dem Himmel zeigt....

Doch die starren Finger
an dem kahlen Baum
schmückt des Schnees lichter
Diamantenfaum.

Aus „Brunnen des Lebens“

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER

5

Die Zeit lief und lief. Jorinde feierte ihren siebzehnten Geburtstag und selbstverständlich sprach man auch von dem berühmten Siebzehnten, an dem sich Claudia Jorinde gewünscht und auch bekommen hatte.

„Mama habe Glück gehabt“, meinte Jo. „Aber ich auch“, fügte sie hinzu. „Ihr seid die besten Eltern in der ganzen Stadt, abgesehen davon, daß ihr mich nicht mein Brot verdienen lassen wollt.“

„Bleib du daheim und lerne kochen“, sagte Berkeo, der Vater.

„Lieber lasse ich mich den Löwen vorwerfen.“

„So komm in mein Sanatorium und hilf mir.“

„Oh, Blut graust mir. Ich habe dazu kein Talent. Ich habe nur Talent zum Erzählen und zum Deklamieren und das kann ich auch. Und damit käme ich wohl durch die Welt.“

„Später können wir davon reden, meine liebe, siebzehnjährige Tochter. Einstweilen bleibst du da.“

„Du bist mir ein Vater“, sagte Jo. „Hat man einmal einen Wunsch, so wird er einem nicht erfüllt. Da hat's Mama anders gut gehabt.“

Was Jo im Kopf hatte, das hatte sie im Kopf. Sie nahm ein Blatt Papier und schrieb sich Berufe auf: Krankenpflegerin,

Schneiderin, Blätterin, Kindergärtnerin, Gesellschaftsfraulein usw. Nichts leuchtete ihr ein. Warum? Weil sie keinen von allen den Berufen hätte ausfüllen können. Sie hätte nicht einmal eine Stellung als Stubenmädchen annehmen können. Was konnte sie denn eigentlich: Skilaufen, Tanzen, Tennisspielen — damit kann man kein Geld verdienen. Da hätte man früher anfangen müssen.

Was um alles in der Welt sollte sie nur anfangen? Sie ging zu ihrer Freundin May.

„Womit kann ich mein täglich Brot verdienen, May? Weißt du etwas?“

„Natürlich. Werde ein Ladenmädchen, oder studiere, oder heirate, da...“

„Du bist eine Gans, May, weißt du das? Und mir verleidet die Sache.“

Aber die kleine Sonnenblume, genannt In-die-Welt-gehen und Mein-Brot-verdienen, hatte nun einmal Wurzel gefaßt und war stark und groß geworden.

An einem Abend, die ahnungslosen Eltern saßen im Wohnzimmer und lasen, kam Jorinde auf eine feierliche Weise zur Türe herein und stand da, als wollte sie eine Rede halten, genau so, wie Claudia einst.

„Ich bin nun vollkommen entschlossen“, sagte die junge Dame.

„Sitz erst, Jo“, sagte Berkeo.

Jorinde setzte sich.

„Jo, du hast dir irgendeine Teufelei ausgedacht, das merke ich.“

„Ich möchte den Kindern Märchen erzählen. Ich will von einem Dorf zum andern wandern, zu Fuß, und den Schulmeistern schreiben, daß sie es mir erlauben sollen. Auch die Kinder zusammenrufen und es ihnen sagen. Die Kinder müssen etwas bezahlen und daraus lebe ich dann.“ Es blieb alles still. Jo ängstigte sich, daß dies ein böses Zeichen sein könne und stand wieder auf.

„Du willst einfach in die Welt hinaus und stromern, und dich allen möglichen Gefahren aussetzen“, rief der Vater.

„Ich könnte ja vor Unruhe keine Nacht schlafen“, sagte Claudia, die als Mädchen keine Furcht gekannt hatte.

„Ich will gar keine Abenteuer. Ich will alles ganz ordentlich machen. Ich werde allen Lehrern und Pfarrern schreiben . . .“ Jos Lippen zitterten. „Ich hätte das nicht von dir erwartet Papa“, sagte sie. Berkeo hatte seine leichte Heftigkeit schon gereut.

„Ich sollte dich eigentlich deinen Weg gehen lassen, damit du erfährst, daß es nicht nur ein „Ich will“ gibt. Millionen Menschen können ihren Beruf nicht auswählen, müssen nehmen, was kommt, was sich ihnen bietet. Passen sich an, wenn sie nicht verhungern wollen. Und du . . .“ Jorinde schluchzte.

„Gute Nacht, Mama.“ Sie ging zur Türe. „Nacht Papa“, sagte sie, schon halb draußen. Und verschwand.

„Wenn es sich nicht gerade um Jo handeln würde! Sie ist verwöhnt, kaum kennt sie nasse Füße. Und nun will sie hinaus auf die Landstraße!“

„Ach, Berkeo, wie sich doch alles wiederholt“, sagte Claudia. „Ich habe es eigentlich auch erzwungen, ein Kind annehmen zu dürfen.“

„Und wie nett hast du das gemacht! Und wie tüchtig bist du gewesen! Und so vernünftig. Jorinde aber hört nicht leicht auf gute Ratschläge, sieht wohl, was vor ihr steht, aber nicht, was darnach kommen kann. Die Sache könnte schief herauskommen und ich will das Kind nicht gefährden.“

„Sie ist aber doch . . .“ sagte Claudia.

„Sie wird ein tüchtiger Kerl. Aber erst muß sie lernen, nicht mehr beständig mit dem Kopf durch die Wand zu rennen. Es gibt für sie nur einen Willen, den ihren.“

„Berkeo, vielleicht wenn sie, ehe sie vier Jahr alt war, mehr Klaps bekommen hätte . . .“ Berkeo lacht laut und nimmt Claudia um den Hals und küßt sie.

„Du Schatz“, sagte er. „Einer mehr oder weniger, das wäre auf eins herausgekommen.“

„Kann man denn ein junges Mädchen so allein in der Welt herumlaufen lassen, Berkeo?“

„Warum nicht“ Das kommt allein auf das Mädchen an. Ich weiß, daß schon mancher Versuch gelungen ist, wenn man das Schifflin einfach aufs Wasser setzte und sagte: Schwimm! Aber es ist eine gewagte Sache. Führt Jo sie durch — gut. Sehr gut. Wenn nicht und sie kommt heim, einfach, weil es ihr verleidet ist, oder weil sie es weniger gut hatte als daheim, so war es ein nutzloser und schädlicher Versuch. Immerhin — eigentlich traue ich ihr allerlei zu. Im ganzen führt sie durch, was sie sich vornimmt.“

„Aber so auf der Landstraße, in den Wirtshäusern — mir ist das unheimlich.“

„Claudia, mich wundert nur, daß d i r so etwas nicht auch eingefallen ist, es hätte ganz gut zu dir gepaßt. Nur eben ist

Jorinde verwöhnter. Ihr Vater ist weniger streng, als der deine war. Wollen wir uns die Sache bis morgen durch den Kopf gehen lassen? Denn auch wir dürfen nicht Steckköpfe sein.“

„Wenn du meinst, Berkeo. Sie ist kein Hase, sie fürchtet sich nicht. Und hat den Mund am rechten Fleck — oder sagt man Herz?“

„Sag du beides, das paßt zu Jorinde.“ Sie gingen zusammen die Treppe hinauf, den kleinen Finger eingehakt, wie von jeher.

*

Und kurz und gut: Es wurde beschlossen, daß die Märchen-erzählerin Jo durch die Lande ziehen durfte. Bedingungen wurden wenige gemacht. Einige wichtige Regeln prägte ihr der Vater ein: Am fremden Ort immer die Stubentüre schließen. Sich rechtzeitig in jedem Dorf anmelden. Niemals Nachts auf der Landstraße gehen. Und Claudia fügte ein paar mütterliche Ratschläge hinzu, wobei Jo allemal sagte: Selbstverständlich! Unglücksprophezeiungen ersparte man ihr. Sie verließen sich auf Jos guten Instinkt, auf ihren kräftigen Mädchenstolz und ihr gescheidtes Köpfchen.

Jorinde begann nun ein eifriges Treiben. Sie besaß ein hübsches Zimmer, in ziemlich dunklem Blau gehalten. Da und dort mischte sich Schwarz hinein, hie und da leuchtend Orange. Jorinde hatte die Farbenskizze dazu geliefert. Sie hatte sich einen erhöhten Sitz an ihrem breiten, hellen Fenster anbringen lassen und ein Ruhebett mit vielen Kissen, sechs kleinen und einem riesengroßen. Das hütete die andern.

Dieses hübsche Heim hatte augenblicklich keinen Reiz für Jorinde. Sie saß an ihrem Schreibtisch — ihre Mutter hatte ihn zur Zeit ihres Matura-Versuches gebraucht — und schrieb Adressen.

„An die verehrte Lehrerschaft von Roggell, von Breiten-tal, von Neustadt, von Sonntal, Drei Linden und der Hauptstadt.“

In den Briefen selbst stand immer dasselbe. Jorinde bat darin den Lehrer des Dorfes oder des Städtchens, ihr zu gestatten, den Kindern Märchen vortragen zu dürfen. Sie bäte um einen kleinen Beitrag eines jeden Kindes und um Unterkunft. Sie fügte hinzu, daß sie die Tochter des Doktors Konrad Steffen sei (Rheinsanatorium), damit man ihr gleich mit dem nötigen Respekt entgegenkomme. Hochachtend, das übliche Wort, schrieb die Feder gerne (trotzdem es keine Gänsefeder war) und noch lieber: Mit vorzüglicher Hochachtung. Sie konnte sich mit Ehrenbezeugungen nicht genug tun. Jorinde aber war nicht mit ihr einverstanden, daher die vielen Korrekturen.

„Was hast du nur immer zu schreiben?“ fragte Claudia. „Schreibst du ein Tagebuch?“

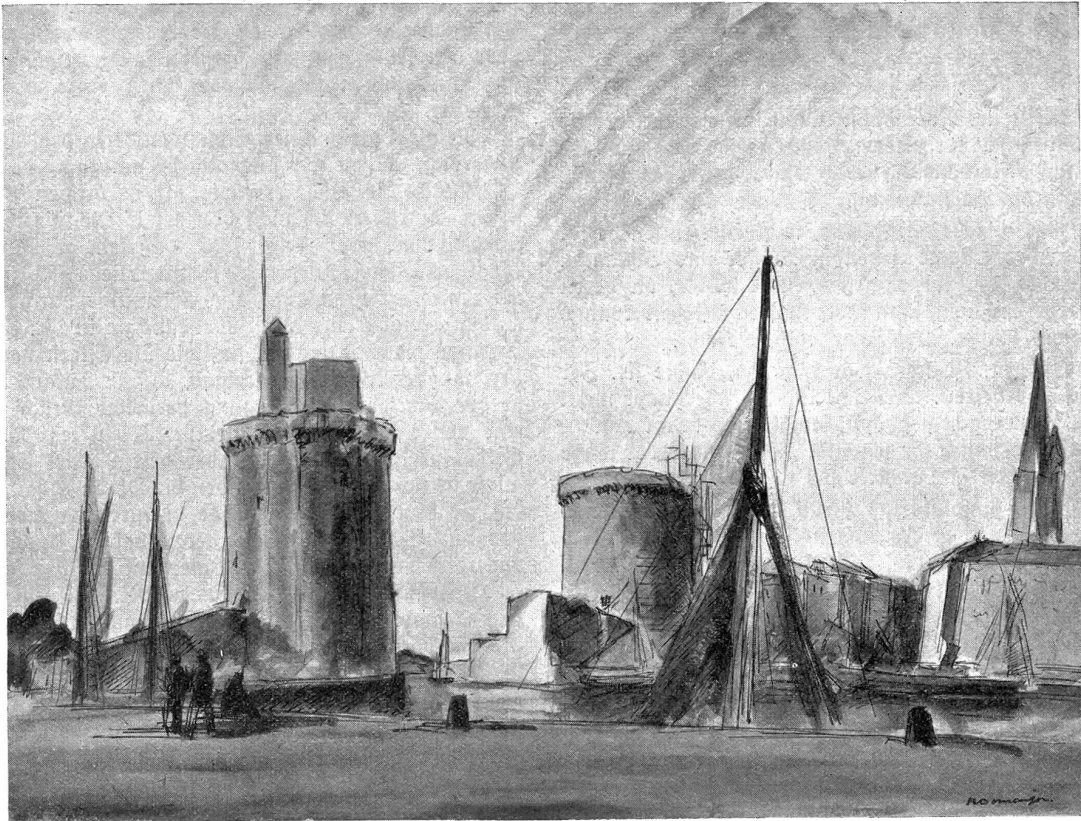
„Nein, Liebes, ich muß doch allen Lehrern im ganzen Land schreiben, damit sie mich einladen.“ Claudia seufzte.

„Wenn ich nur schon den ersten Brief von dir bekommen hätte, Jo, worin steht, daß es dir gut geht.“ Jorinde lachte.

„Den könnte ich dir auf dem Fleck schreiben, so sicher bin ich, daß es mir gut gehen wird.“ Aber davon wollte Claudia nichts wissen, ihr war ihre Angst eine ernste Sache.

Die Antworten kamen. Zum Teil freundlich, zum Teil recht kühl. Einige abweisend. Mit großen Augen las sie Jo.

„Das sind aber gar nicht alles nette Menschen“, sagte sie zu Berkeo. „Was die für Einwände machen? Weißt du, ich glaube, sie trauen mir nicht. Ich fange aber trotzdem an. Lobt man mich irgendwo, und steht es in der Zeitung, so lasse ich, ehe ich in das nächste Dorf komme, einen Artikel in dem Blättlein des betreffenden Dorfes erscheinen. Sie haben doch Zeitungen?“



Raoul Domenjoz — Hafeneingang von La Rochelle

„O mehr als genug, du bist ja überhaupt schlau, mein Kleines. Sei nur auf deiner Hut, wenn du reisest. Glaube nicht alles. Erzähle nichts von dir. Ja, du bist schon ein Ding, daß du so herumfahren willst. Mein Kindchen.“ —

Der Tag des Abschiedes kam. Jorinde hatte von sechs Orten Aufforderungen zu erzählen in der Tasche. Etwas Geld für den Anfang hatte ihr der Vater gegeben. Er hatte es nicht übers Herz gebracht, sie so leer laufen zu lassen, wie er es aus erzieherischen Gründen gewollt hatte. Solche Prinzipien, sagte er sich, dürfen nicht starr sein, man könnte hereinfallen damit. Und dann die Gewissensbisse!

Claudia packte den Rucksack. Bäckchen um Bäckchen packte sie hinein. Schokolade, Feigen, dünne, aber warme Strümpfe, wiederum Schokolade, und einen feinen, goldenen Ring in einem weißen Sammetetui, den sie Jo längst versprochen. Warum sie ihr den Ring gerade für diese Reise schenkte, wußte sie nicht. Sie konnte sich aber an Liebe nicht genug tun. Sie schlief nicht. Berkeo stand mitten in der Nacht auf und rauchte eine Zigarette.

„Es ist morgen schönes Wetter, kein Wölkchen ist am Himmel. Der Wetterhahn steht still. Die Sterne funkeln in bescheidenem Glanz, von Föhn ist also keine Rede. Wunderschön, Claudia, ist die Welt des Nachts. Komm und sieh.“ Sie kam und beide standen stumm auf der Terrasse. Die fernen Hügel trugen zarte Schleier, aus den Wiesen stieg der Nebel und den Rhein sah man von weitem sich durch die Wiesen winden. Es glänzten feine Fluten. —

„Wunderbar“, sagte Claudia. Er streichelte ihr Haar.

„Der wird es gut gehen, Herz, du siehst ja, sie packt es richtig an. Sie hat Mut. Und was sie zu viel hat, nun, dafür ist eben das Leben da, daß es Schädliches zu beschneiden ver-

steht. Sei getrost. Wird man in dieser Stille und der hellen schönen Nacht nicht glücklich?“ Claudia nickte.

„Fromm, möchte ich sagen.“

*

„Ade, du mein lieb Heimatland“, sang Jo beim Schluß-Aufräumen leise vor sich hin, als sie so hin und her ging. Und dann fiel ihr ein Lied aus Vaters Studentenbuch ein: Herr Vater, Frau Mutter, daß Gott euch behüt . . . und zuletzt, als die Wehmut stieg, Mamas Lieblingslied: Fremd bin ich eingezogen . . . ach, das war ja lächerlich, seine sentimentalsten Gefühle noch mit Liedern zu nähren. Mama . . . ja, das war nicht leicht. Und Papa . . . den köstlichsten Vater, um den die andern Mädchen sie so beneideten. — Jetzt heult sie doch, die dumme Kreatur, sagte Jo zu sich selber, und wischte sich ärgerlich die Tränen weg. —

Das ganze Haus begleitete sie bis vor die Stadt. Die Frau Benedei ging mit und die alte Motte, die am Stock ging und um derentwillen man im Schneckentempo wandelte. Onkel Basilius war gekommen (er fand Jos Einfall köstlich und schlug ihr vor, sie zu begleiten) und hatte eine mächtige Schachtel Schokolade mitgebracht, die Jo auf der Stelle verteilte. Draußen bei den letzten Häusern trennte man sich mit Küffen, Umarmungen, Tücherschwenken, und dann sah die Familie Jo fröhlichen Schrittes davongehen. Zuletzt verschwand auch das weiße Pünktchen, das noch gegläntzt hatte, ihr weißes Filzhütchen, und weg war sie.

„Ach, Berkeo, wenn's nur gut geht“, sagte Claudia. „So ein Kind.“

„Und was für ein hübsches“, sagte Basilius, der Onkel.

Fortsetzung folgt.